

BERTRAM SAMONIG, Die Pfahlbaustation des Keutschacher Sees. Studien zur Pfahlbauforschung in Österreich. Materialien II. Mit Beiträgen von Otto Cichocki, Monika Derndarsky und Erich Pucher. Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Band 51. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2003. 69, — €. ISBN 3-7001-3210-7; ISSN 0065-5376. 282 Seiten mit 55 Abbildungen und 60 Tafeln.

Um die Ausbreitung früher Metallurgie von Südosteuropa in den mitteleuropäischen Raum zu verfolgen, müssen weite Entfernungen überbrückt werden. Im Südostalpengebiet an der Grenze zum Laibacher Moor bildet die auf einer Untiefe errichtete Pfahlbaustation im Keutschacher See (Kärnten) einen der tragenden Pfeiler, auf denen die vielen Brückenschläge zwischen den jungneolithischen Kulturen Süddeutschlands und dem kupferzeitlichen Epi-Lengyelkomplex des Donauraumes aufbauen. Die Erforschung des Pfahlfeldes begann bereits im Jahr 1864 (18 ff.) und damit über 10 Jahre vor der Entdeckung der Feuchtbodensiedlungen im Laibacher Moor (1875) oder im Federseegebiet (1875). Mit den Seeuferstationen des Salzkammergutes teilte die Untiefe im Keutschacher See aber das Schicksal der österreichischen „Pfahlbauten“, nie Gegenstand systematischer Ausgrabungen gewesen zu sein, die über die Bergung von Oberflächenfunden auf dem Seeboden und die Vermessung von Pfahlfeldern hinaus nähere Auskunft über die stratigraphischen Verhältnisse oder die Siedlungsentwicklung geben und der Forschung wenigstens einen kleinen Vorsprung vor plündernden Sporttauchern und massiver Erosion hätten verschaffen können. Nach den Erkenntnissen der jüngsten Pfahlfeldvermessung zu urteilen (fehlende Kulturschichten, s. Beitrag Cichocki, 30), scheint insbesondere das Zerstörungswerk der Erosion so weit fortgeschritten zu sein, daß die Station nach einer über 140 Jahre währenden Forschungsgeschichte (Kapitel 5) womöglich als Totalverlust „abgeschrieben“ werden muß. Um so wertvoller sind zwei Waldkantendatierungen (3947 und 3871), die neben mehreren ¹⁴C-Daten immerhin den Siedlungszeitraum auf die Jahrhunderte um 4000 v. Chr. einzuengen erlauben (33). Ob an dem Pfahlfeld durch eine flächendeckende Probenentnahme und dendrochronologische Reihenmessungen sogar zusammenhängende Hausgrundrisse und damit Einblicke in die Dorfentwicklung abzulesen gewesen wären, steht indessen auf einem anderen Blatt. Überlegungen zu Siedlungsgröße und -dynamik (36 f.) besäßen dann jedenfalls eine tragfähigere Grundlage, die Vergleiche zu anderen Seeufersiedlungen in der Schweiz und Süddeutschland zu ziehen jedoch natürlich keineswegs erübrigt. Gerade das Beispiel Lattringen-Riedstation am Bieler See verdeutlicht, wie viele Informationen auch weitgehend erodierte Siedlungsreste noch in sich bergen können.

Da es an stratifizierbaren Funden mangelt, hätte Verf. selbst aus einer größeren Zahl absoluter Datierungen allerdings keinen Nutzen ziehen können. Somit mußte das gesamte Material gewissermaßen als Oberflächen- oder Einzelfundkomplex behandelt und ausgewertet werden (40). Nichts lag daher näher, als die Keramik in die Gliederung des Epi-Lengyelkomplexes, insbesondere der Balaton-Lasinja-Kultur einzuordnen und die von Elisabeth Ruttkay vorgeschlagene Stufengliederung zu übernehmen (40). Daß diese ihrerseits im einzelnen einer weiteren stratigraphischen Absicherung bedürfte, schmälert nicht die Überzeugungskraft, die von ihrer stilistischen Analyse ausgeht. Um eine eigenständige Merkmalanalyse an dem Keutschacher Material entwickeln zu können, hätte die Zahl verzierter Scherben wahrscheinlich viel größer sein müssen. Die feine Typologie der Keramikgefäße geht indessen gerade in diese Richtung. Es war dabei wahrscheinlich nicht zu vermeiden, daß einzelne Typen oder Varianten durch lediglich ein einziges Gefäß repräsentiert sind, wobei Gefäßform und -verzierung nicht strikt geschieden werden (49 ff.).

Wenn alle Stufen der Kanzianiberg-Lasinja-Gruppe (I–IIc) vertreten sind (92 f.), deckt sich dieses Ergebnis mit der über vier Jahrhunderte währenden Belegungsspanne, die durch die absoluten Daten abgesteckt ist (38). Die Frage aufzuwerfen, ob die Untiefe in dieser Zeit kontinuierlich besetzt war oder mit Unterbrechungen immer wieder aufgesucht wurde, ist angesichts der Befund- und Quellenlage ein leider müßiges Unterfangen. Leichter zu beantworten gewesen wäre aber die Frage, ob die einzelnen Lasinja-Stufen am Keutschacher See Präferenzen für bestimmte Tonarten und damit Rohmaterialquellen erkennen lassen (42 ff.), zumal für die Analyse der Inkrustation ein hoher technischer bzw. analytischer Aufwand getrieben wurde (46 f.). Diesen Aufwand besonders verdient hätten mehrere Gusslöfelfragmente sowie Kupferschlacken, die den Einzelstufen der Kanzianiberg-Lasinja-Kultur zuweisen zu können einmal mehr wünschenswert gewesen wäre (77 ff.), weil die Datierungsspanne Raum für zwei Entwicklungsstadien der Kupfermetallurgie nach süddeutschen Maßstäben gibt (40. Jh. und 38. Jh. v. Chr.). Bedauerlicherweise scheinen die Analyseergebnisse verlorengegangen zu sein (Anm. 296). Warum am Keutschacher See andere Fundgattungen wie Geweih-, Knochen- und Steinartefakte unterrepräsentiert sind, dürfte mit den Bergungsumständen bzw. der Geschichte des Fundkomplexes zusammenhängen. Einblicke in die Versorgung mit Stein- und Silexrohmaterialien und/oder -halb- bzw. -fertigprodukten wären für das Einzugsgebiet der Siedlung und ihre Fernbeziehungen gleichwohl aufschlußreich gewesen (82 ff.). Mangels ausreichender Vergleichsmöglichkeiten bewegt sich vor allem die Gebrauchsspurenanalyse sozusagen in einem überlieferungs- und auffindungsbedingtem „Vakuum“ (83 ff.). Die wenigen Knochen- und Geweihartefakte, aus denen ein Tüllenzwischenfutter eigens hervorgehoben sei (88 ff.), entsprechen dem, was für die erste Hälfte des 4. Jahrtausends aus schweizerischen und süddeutschen Seeufersiedlungen bekannt ist.

Die Bilanz von über 140 Jahren archäologischer Forschung in der Pfahlbaustation im Keutschacher See ist eher ernüchternd. Das überlieferte Material vollständig erfaßt und zusammengetragen, in einem umfassenden Katalog- und Tafelteil vorbildlich vorgelegt und dargestellt sowie gründlich ausgewertet zu haben, ohne die Grenzen eines „Oberflächenfundkomplexes“ zu überdehnen, ist das bleibende Verdienst Verf., der damit eine schmerzliche Lücke in der Erforschung des zirkumalpinen Pfahlbaukreises schließt. Wenn die Arbeit der österreichischen Pfahlbauarchäologie neue Impulse gäbe, profitierte davon die gesamte europäische „Kupferzeitforschung“. Für eine umfassende Bestandsaufnahme und systematische Unterwassergrabungen in den alpinen Seeufersiedlungen Österreichs ist es vielleicht noch nicht zu spät.

D-01109 Dresden
Zur Wetterwarte 7
E-Mail: MStrobel@archsax.smwk.sachsen.de

Michael Strobel
Landesamt für Archäologie